

---

n e t z T E X T E

von

[Raimund Fellner](#)

versalia.de

---

# Inhalt

12. Die Normopathie . . . . .	1
11. Der Selbstmordversuch . . . . .	3
5. Marlene Häusler (1) . . . . .	7
10. Marlene Häusler (2) . . . . .	10

## 12. Die Normopathie

### 12. Die Normopathie (Aus dem Roman "Lange Haare")

Er war ein Krüppel geworden, zumindest ein geringfügiger. Das war das Ergebnis seines Versuches, diesem Leben zu entkommen. Mit seinem gelähmten Fuß hinkte er unter Schmerzen dahin. Er nahm Arzneien gegen den Schmerz, und dafür, dass sich sein verletzter Ischiasnerv erholte. Auch fuhr er jeden Vormittag mit der Straßenbahn zum Harras, um seinen Nerv mit elektrischem Strom stimulieren zu lassen. Der Neurologe, zu dem ihn Dr. Schäppl überwiesen hatte, meinte, dass wohl eine Restschwäche bleiben würde. Die Lähmung besserte sich nur unmerklich langsam. Zwei bis drei Jahre hinkte er für jeden ersichtlich. Dann hatte zwar die Große Zehe wieder Kraft und war steuerbar, doch die letzten drei kleinen Zehen blieben unverändert lahm. Immerhin konnte er nach Jahren wieder beschwerdefrei gehen, trotz dieser lahmen drei kleinen Zehen.

Diesem leiblichen Gebrechen gab er aber keine besondere Aufmerksamkeit. Was ihn viel mehr peinigte, war seine verfehlte Studienwahl. Betriebswirtschaft war ihm zu eindimensional; nur die wirtschaftliche Seite des Daseins kam in Betracht. Das ganze Image das mit dieser Branche verbunden war, war ein krawattiges. Das wollte ihm schon gar nicht zusagen. Businesskleidung empfand er als zwanghaft und darum spießig. Denn Spießiger ist jemand, der in seinem Leben konventionellen Zwängen nachgegeben hatte, der sich ein oder mehr Mal in seinem Leben für die Unfreiheit entschieden hatte mit Folgen für sein weiteres Leben. Sei es, dass er sich zu stützen hatte oder zwanghafte Kleidung tragen musste. Dieses Schicksal wollte Raimund auf keinen Fall auf sich nehmen.

Vielleicht ist die Businesskleidung deswegen so zwanghaft, weil die Leute, die diese Kleidung tragen, geldgesteuert sind. Dem Mammon opfern diese Spieser ihre Freiheit, um in den Vorzug eines stattlichen Einkommens zu kommen. Mit ihrer zwanghaft pseudoanständigen Kleidung versuchen sie ihre niederen Beweggründe zu kaschieren, um nach außen vertrauenswürdig zu wirken, wie sie irrtümlich meinen. Denn jeder, der Lebenserfahrung hat, weiß, dass Businesskleidung die Kleidung von Spitzbuben ist, die ihn oder sie ganz gesetzeskonform zu bevorzugen suchen.

Hinzu kommt, dass die von zwanghaften Kleidungsnormen Gepeinigten, zwanghaft ihre Kollegen überwachen, dass auch diese ihre Leidensgenossen die krankhaften Kleidungsnormen einhalten. Das ist eine Volksgruppe von Normopathen. Sie leiden unter den Kleidungsnormen und lassen andere darunter leiden.

Mit einer solchen unfreien Gesellschaft wollte Raimund nichts zu tun haben. Trotzdem meinte er, dass er viel Geld haben müsste, um sich nicht Zwängen aussetzen zu müssen. Doch wollte er nicht um den Preis der Unfreiheit an dieses Geld kommen. Denn unfrei erworbenes Geld schuf keine Freiheit. Dass mit Weisheit in Freiheit Reichtum zu erwerben war, versicherte ihm das Buch der Weisheit von Salomo in der Bibel, die er unter vielen anderen Büchern auch las. Wichtig war dabei, auf dem schmalen Pfad der Tugend zu bleiben, keinen Fingerbreit von Gottes Wegen abzuweichen, wie ihm ein Lied, das seine Mutter am Klavier gesungen hatte, nahe lag. Im Aussehen war immer auf die Freiheit in der Erscheinung zu achten, wie Friedrich Schiller wahre Schönheit definiert hatte. Bei diesem Gedanken musste er an die Schönheit Beas denken mit ihren ungehinderten freien langen Haaren und ihrer ungezwungenen Kleidung. Blicke er der Schönheit Beas treu, bliebe er sich selber treu.

Und so war bei all diesen seinen Überlegungen klar, dass er sich zur umfassenderen Weltsicht hingezogen fühlte, zur Philosophie. Philosophie galt landläufig als brotlose Kunst, als ob es nicht kostenlos Brot bei der Bahnhofsmission gäbe. Raimund ergab sich der Philosophie, auch wenn er formal Betriebswirtschaft studierte. Das Geld würde schon kommen, dachte er sich, wenn er sich nur immer um Weisheit bemühte, auch wenn jetzt noch nicht ersichtlich war, auf welche Weise sich das Geld einstellen würde.

Während sich Raimund mit Philosophie in aller Leidenschaft beschäftigte, betrachtete er die verschiedenen Berufsgruppen, in wie weit sie Abstriche an der Freiheit machen mussten, mit dem Ziel für sich eine einträgliche Beschäftigung zu finden, bei der keinerlei Einbußen an Freiheit hinzunehmen waren.

Betrachtungsgegenstand für eine besonders eingezwängte Berufsgruppe war sein Arzt Dr. Schöpl. So ein Arztbesuch hatte immer normengerecht abzulaufen. Arzthelferin als Untergebene und Arzt als Herrscher hatten sich normengerecht zu verhalten. Das zeigte schon rein äußerlich der weiße Kittel, als ob nicht genauso auch lockere lässige Kleidung getragen werden könnte. So ein Arzt war eine institutionalisierte Persönlichkeit, der allerdings diese Rolle so verinnerlicht (internalisiert) hatte, dass er sich in seinen normopathischen Zwängen, unter denen er wohl anfangs gelitten haben mochte, großartig vorkam. Dem Arzt waren die täglichen „Doktorspiele“ als selbstherrlicher Autokrat gerade eine Lust. Da kam Raimund in die Arztpraxis zuerst an die Rezeption, wo er von der Arzthelferin erst normengerecht „eingescheckt“ wurde. Dann hatte er mindestens eine Stunde zu warten, obgleich er pünktlich zum ausgemachten Zeitpunkt erschienen war. Nachdem er so auf das erlauchte Ereignis wartete, von dem weißen Pseudo-Halbgott Gehör zu bekommen, wurde er endlich vorgelassen. Bei dem, was er sagte, konnte er sehr genau beobachten, wie der Arzt alles durch sein psychiatrisches Raster siebte. Das meiste fiel als irrelevant durch. Es unterlag dem „Durchzug“, beim einen Ohr rein beim anderen raus. Was interessierte, waren nur Indizien, die auf Raimunds Schizophrenie hinwiesen. Denn entweder war der Gehirnstoffwechsel einigermaßen medikamentös reguliert oder nicht. Wenn nicht, dann musste medikamentös eine Korrektur vorgenommen werden. Was der Inhalt einer Depression oder Psychose war, war irrelevant für den physiologisch denkenden Arzt. Relevant waren nur die Tatsache und der Grad der Depression oder Psychose. Wenn Raimund sich mal nicht normengerecht verhielt, deutete das auf eine ausbrechende Psychose hin, was ja auch meist zutraf.

Dr. Schöpls Sessel hinter dem Schreibtisch hatte neben den Armlehnen eine hohe bis zum Kopf gehende Rückenlehne. Der Stuhl, der für den Patienten vorgesehen war, war weit weniger großspurig komfortabel. Da war klar, wie die Rangordnung war. Ein Normaler findet das auch völlig normal und findet nichts daran auszusetzen. Anders Raimund, der diese Normalität nicht besaß.

So ein Psychiater ist berufsmäßig normal. Im Korsett der Normalität leidet er wohl insgeheim unter seiner Zwangsnormalität. In der Literatur las Raimund, dass jeder Psychiater insgeheim bei sich ein psychisches Leiden diagnostiziert, über das er aber mit niemandem redet und das er streng geheim hält, denn anscheinend hat er Angst, so musste Raimund weiterdenken, dass er, der Psychiater, selbst in die Mühlen der Psychiatrie gerät, die er ja selbst so normopathisch berufsmäßig betreibt. Auf die andere Seite der Psychiatrie zu geraten, davor hat der Psychiater heimlich Angst.

Freilich wird sich an den „Doktorspielen“ nichts ändern. Das war so, das ist so und wird immer so bleiben. Denn auch das gewöhnliche Volk hat das Doktorgetue so verinnerlicht (internalisiert), dass es ein lockeres freies Verhalten auf gleicher Augenhöhe gar nicht akzeptieren würde. Das gewöhnliche Volk braucht Autoritäten, an die es sich halten kann. Der Einzelne sucht umso mehr danach, je weniger er Gott sucht und sich ihm unterstellt.

Raimund litt unter der Normopathie seiner Mitmenschen, denn er musste ja, um einmal Geld für seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, sich mit dieser Welt von Zwängen auseinandersetzen und sich darin, so wie er war, behaupten und verwirklichen. Freie offene lange Haare und vollen ungestutzten Bart wollte er auf keinen Fall opfern für den Mammon, wie dies viele seiner Generation nach und nach taten. Hier zeigte sich, wer nur leerer Schöplredner war, und wer auch das Standvermögen hatte, in die Wirklichkeit umzusetzen, was seine schönen Reden beinhaltete. Denn wie konnte einer Freiheit und Gerechtigkeit verwirklichen wollen mit zwanghaftem „uñeren“. Das war ein Widerspruch wie ein hollernes Eisen.

# 11. Der Selbstmordversuch

## 11. Der Selbstmordversuch (Aus dem Roman "Lange Haare")

Er dachte immer noch an Bea, ohne dass sie davon wusste. Sie war in seinem Gemäßt. Bea bekam davon nichts mit. Das verdross Raimund. Bea, der diese Gefühle galten, sollte sie mitempfinden. Darum fühlte er sich gedrängt, ihr einen Brief zu schreiben. Denn auf die Frage, ob er sie nicht mehr anrufen solle, hatte sie kein bestimmtes Nein geantwortet. So würde ein Brief sie wohl nicht nerven, dachte sich Raimund. Freilich erwünschte er sich eine Antwort. Immerhin hätte er auf sich aufmerksam gemacht und ihr auf diese Weise mitgeteilt, dass er von ihr voll angetan war.

So schrieb er ihr von seiner Liebe und seinen Gefühlen, die ihn immer noch bewegten, er schrieb, dass er sie, Bea, nicht vergessen könne. Die Aussage "Ich liebe dich" war schon verbraucht, denn damit hatte er eine andere, nämlich Susy, angelogen, eine Abirrung, die er zwar sehr wohl mochte, aber nicht liebte. Darum schrieb er den unverbrauchten Satz: "Ich will dich ewiglich lieben." Das war ein Vorsatz, dessen Stimmigkeit er angenehm fühlte. Denn er wollte immer und ewig von Bea angetan sein, sie spüren, sie empfinden. Das war das Treuegefühl, das er in seiner inneren Offenbarung so selbstgenügsam lustvoll erlebt hatte, dass er es sich immerwährend herbeiwünschte. Dieses Treuegefühl entsprach dem Wesen seiner Gefühlswelt, die mit diesem Satz "Ich will dich ewiglich lieben." zum Ausdruck kam, ohne jegliche Unstimmigkeit.

Immer wieder vergegenwärtigte er sich die Idyllen mit Bea, die er erlebt hatte, ihren Leib, der sich so lustvoll zugewandt und offen für ihn verhalten hatte. Das machte ihm reizvolle stimmig-schöne Gefühle, die aber immer wieder vom Schmerz des Vertanen gestört wurden, des Vertanen durch sein tückisches Verhalten, das Bea verletzt hatte. Denn immer wieder quälten ihn seine Torheiten, seine Sünden, die ihn von Bea getrennt hatten. Davon schrieb Raimund allerdings nichts. Er hätte Bea wohl im Einzelnen, jede vertane Situation erwährend, um Vergebung bitten müssen. So schmerzte ihn die Liebe zu seiner Schicksalsfrau fortwährend immer wieder. Und trotzdem mochte er diese Liebe nicht missen.

Den Schmerz mit Alkohol zu lindern, unterließ er, weil er sich alkoholisiert von den Wurzeln seiner Liebe abgeschnitten fühlte. Alkohol machte ein kleines angenehmes Bewusstsein, aber das Gefühl für Bea war abgeschnitten, auch wenn ihn dieses Gefühl schmerzte aus besagtem Grund. Da war schon eher Cannabis seine lindernde Droge, denn Cannabis ließ das besagte Treuegefühl aufleben ohne die Schmerzen, die seine tückischen Sünden verursachten. Gewöhnlich betübte er die Heftigkeit dieser schmerzenden Gefühle mit Zigaretten, Kaffee und Schwarzem oder Grünem Tee. Denn Cannabis genehmigte er sich nicht oft. Gab es da einen Ausweg? Er fand keinen zu dieser Zeit.

Der Brief blieb ohne Antwort. Wie war dies zu deuten? Wollte Bea keinen Kontakt? Wollte sie ihrem gegenwärtigen Partner treu sein, und verdrängte sie deswegen das Andenken an Raimund? War sie zu sehr verletzt und verärgert, dass sie von ihm nichts mehr wissen wollte? Raimund musste verzweifeln. War es nicht besser, diese Liebe als endgültig verloren aufzugeben und sich für eine neue Liebe zu öffnen? Es schmerzte. Da halfen nur viele Zigaretten und kannenweise Kaffee.

Er sprang jetzt im Geiste zu einer anderen über. Denn seine Mutter hatte hin und wieder von Elisabeth gesprochen, der Tochter ihrer Schulfreundin, die sich genau zur selben Zeit erhängt hatte, als Raimund seine erste Psychose hatte. Das war im Jahr 1974. Welch geheimnisvoller Zusammenfall der Ereignisse, musste Raimund denken. Elisabeth, die mit Raimund in der Volksschule in derselben Klasse war, hatte Raimund bewundert. Denn als der Pfarrer in der Volksschule fragte, wer gerne in die Kirche gehe, meldeten sich alle, um sich die Gunst des Pfarrers zu erheucheln außer Raimund. Dieser meldete sich auf die Gegenfrage, wer nicht gerne in die Kirche gehe, als einziger. Diesen kompromisslosen Mut zur Wahrheit ohne Rücksicht auf opportune Vorteile habe Elisabeth an Raimund bestaunt. Auch bei anderen Gelegenheiten habe sie seine Aufrichtigkeit bewundert, weil er sich nie den Lehren angebeidert hatte und ihnen nach dem Mund geredet hatte, weil er sich für Gerechtigkeit eingesetzt hatte, auch wenn es den ungerechten Lehrern nicht passte und zu seinem Nachteil wurde.

Wieder einmal war Wochenende. Raimund war deprimiert. Um nicht in eine Psychose zu rutschen,

hatte er ein Neuroleptikum zu nehmen, wie sein Arzt, Dr. Schäppl, dringend anriet. Gerade dieses Semap, das er wäqentlich anstelle von Imap, einer Depotspritze, nahm, verstärkte aber auch seine stockdepressive Stimmung jedes Mal ins Unerträqliche, wenn er die Tablette genommen hatte. Schwermäqtig musste er an seine aussichtslose Liebe zu Bea denken, an seine falsche Studienwahl der Betriebswirtschaft, an seine Perspektivlosigkeit. In all diesen traurigen Gedanken war ihm Elisabeth eingefallen. Er hatte sie einmal kurz vom Schulbus aus im Jahr 1974 auf der Straqe gehen sehen und war von ihrer Schqinheit angenehm im Gefähl angeräht worden. Sie hatte ihn bewundert, wie Elisabeths Mutter seiner Mutter erzäht hatte. Trotzdem hatte Raimund niemals ein Gespräch mit ihr. Vielleicht liebte sie ihn? Vielleicht war sie die wahre Liebe? Wie konnte er es wissen? Er folgerte. Wenn Elisabeth seine wahre Liebe ist, dann känte er zu ihr hinber sterben. Es käme auf den Versuch an. Wenn nicht, so wäde er es berleben, dachte er sich und öffnete kurzerhand den Schrank mit seinen Arzneien. Ohne viel weiter zu berlegen, schluckte er alle Tabletten, auch andere Neuroleptika von früher, die er hatte. Er legte sich wieder ins Bett, schloss die Augen, dachte an Elisabeth und harrete danach, was kommen wäde.

Wie lange er ohne jegliche Gewahrnis gelegen haben mochte, konnte er nicht feststellen, als er von seiner drängend vollen Blase geweckt wurde und ein wenig Licht in seine verquollenen Augen kam. Es war drauqen Tag. Ob er eine Nacht gelegen hatte, die Beschäftigung mit dieser Frage schob er genervt hintan; denn nichts war dringlicher, als pinkeln. Er raffte sich wackelig auf und hatte nur noch das Ziel, mehr auf allen Vieren als auf zwei Beinen sich durch die Tür ins angrenzende Bad zu schleppen. Er stäzte sich an der Kloschüssel auf, öffnete seine Hose, stäzte sich jetzt mit einer Hand am Heizkärrper an der Wand ab und pinkelte in die Schüssel. Das gelang so einigermaßen. Da mochte einiges danebengehen. Das war ihm aber jetzt nicht wichtig. Als er sich wegwenden wollte, um seine Hose zu schließen, fiel er hin. In diesem Moment betrat sein Bruder Bernhard das Bad durch die andere Tür. Raimund hatte in seiner Not natürlich nicht abgeschlossen. Bernhard sah ihn liegen. Raimund versuchte so schnell wie möglich, sich aufzurichten, um Bernhard nicht zu beunruhigen. Ihm wurde schwindlig wegen seiner heftigen Bemühung hochzukommen. Er glitt immer wieder zu Boden. Bernhard fragte sogleich mit besorgtem Klang in der Stimme: „Raimund, was ist los?“ Ohne zu berlegen antwortete Raimund vage: „Ich will sterben.“ Ich habe alle Tabletten genommen.“ Bernhard meinte: „Ich glaubä, ich holä Hilfe.“ Er verschwand.

Als Raimund wieder zu Bewusstsein kam, waren weiqe Gestalten um ihn herum. Eine tiefe ärztlich-autoritäre Stimme sagte bestimmt: „Wir pumpen Ihnen jetzt den Magen aus.“ Denn solches schrieb die ärztliche Kunst vor in diesem Fall. Raimund sträubte sich schwach auf seiner Liege und lallte so deutlich er noch konnte: „Ich will sterben.“ Die weiqen Gestalten lieqen sich aber von ihrem Vorhaben nicht abbringen. Es schmerzte, als sie grob einen Schlauch in den Magen schoben. Er bemerkte schier, wie der betäubende Inhalt Haufen für Haufen aus seinem Magen gesaugt wurde. Auch der letzte sich widersetzende Haufen entkam nicht dem umhertastenden Sauger, obgleich Raimund das Gift gerne dabehalten hätte. Dann lieqen sie ihn in Ruhe.

Als er wieder aufwachte, lag er in einem Bett in einem Krankenzimmer. Am rechten Handgelenk war eine Infusionskanäle mit einer Binde befestigt. Ein dünner durchsichtiger Schlauch führte zu einem Plastiksack mit durchsichtiger Flüssigkeit, der an einem Ständer hing. „Ich will sterben.“ sagte ihm ein kurzer Impuls und er riss die Infusionskanäle heraus. Wenig später kam eine Krankenschwester ins Zimmer. Sie bemerkte Raimunds Sabotage und machte sich an seinem Handgelenk mit der Kanäle zu schaffen. „Das müssen Sie lassen“, meinte Sie. „Ich will sterben.“ versetzte Raimund, so fest er konnte. Die Krankenschwester äußerte nur einige zuversichtliche Worte, die Raimund im Einzelnen gar nicht so genau entzifferte. Ihn beruhigte nur der Tonfall der Stimme, so dass er es aufgab, sich gegen das Leben zu sträuben und die Infusion zulieq. Erschöpft fiel er wieder in einen gewahrnislosen Schlaf.

Irgendwann wurde er wieder wach. Die Infusion war entfernt worden und weiqe Gestalten standen um sein Bett. Ein Arzt fragte: „Was sollen wir tun, wollen Sie nach Hause oder sollen wir Sie in die psychiatrische Klinik nach Haar bringen?“

Raimund dachte an die dumpfe Träbnis zu Hause, dass er wieder so jämmerlich dahinleben müsste wie bisher, nichts gewonnen wäre durch seinen Selbstmordversuch, und er da weitermachen müsste, wo er aufgehört hatte. Er dachte an die eintönige Langeweile und Schwermut. - Von der Psychiatrie in Haar hatte er schon viel Schlechtes gehört. Selbst diesen äblen Gerächten

nachzugehen, wÄre ein interessantes Abenteuer auÄerhalb des alltÄglichen Einerleis. Jetzt hatte er die Gelegenheit dazu. Darum verkÄndete er tollkÄhn, ohne viel weiter sonst noch nachzudenken: â€žIch will nach Haar.â€œ Aus ErschÄpfung unterbrach wieder seine Wahrnehmung.

Als er wieder aufwachte, sah er sich in einem Bett einer Glasscheibe gegenÄber, hinter der er beobachtet werden konnte von dem Pflegepersonal. Es waren mehrere Betten im Raum, in denen gerade niemand lag. Hier war er wohl in Haar, wurde ihm klar. Er hatte Harndrang, wollte aufstehen. Sein rechtes Bein schmerzte. Der rechte FuÄ wollte ihm nicht gehorchen. Er hatte eine LÄhmung. Es gelang ihm mit MÄhe aufzustehen, hinkend sich zum Klo zu schleppen und seine Notdurft zu verrichten. Die ZimmertÄr war versperrt. Hinter der Scheibe saÄ gerade niemand. Also wartete er, bis jemand dort auftauchte, um sich durch klopfen bemerkbar zu machen. Eine Krankenschwester erschien im Zimmer. Er fragte, was denn mit seinem rechten FuÄ geschehen sei. Sie log, er sei wohl falsch gelegen. Raimund nahm diese ErklÄrung hin. Er fragte, ob er aus dem Zimmer gehen kÄnne. Worauf die Schwester sagte, sie mÄsse erst den Arzt fragen. Er durfte. Also schleppte er sich mit seinem gelÄhmten schmerzenden FuÄ den Gang entlang auÄerhalb des Zimmers. Er kam zum Raucherbereich, der mit einer Glasscheibe vom Gang abgetrennt war. Hier saÄen die jÄmmerlichen Gestalten und sogen leidend an ihren GlimmstÄngeln. Es waren Frauen wie MÄnner. â€žErst mal eine rauchenâ€œ, kam ihm ÄbersprungsmÄÄig in den Kopf. Die warnenden Bedenken kamen ihm, dass er wieder mit seiner Sucht weiterleiden wÄrde, wenn er jetzt eine schnorrte. Aber seelisch brauchte er eine. Darum bat er jemanden darum mit der Entschuldigung, dass er neu sei und deshalb keine Zigaretten bei sich habe. Mit widerwilliger Bemerkung bekam er eine und lieÄ sie sich anzÄnden. Wie immer nach lÄngerer Rauchpause merkte er den betÄubenden Nikotinrausch besonders. Als der SuchtstÄngel hinunter gesogen war, saÄ er ein wenig benommen wieder genauso blÄd da in seinem Elend wie vorher. Gewonnen war nichts. Es blieb nicht aus, er musste wieder eine rauchen. Also war wieder eine zu schnorren. Nach einigen Anfragen an die verschiedensten Gestalten, hatte er endlich wieder eine. Und so ging es weiter. Seine Gedanken waren entweder mit Rauchen beschÄftigt oder damit, sich wieder eine Zigarette zu besorgen. DarÄber, wie es mit ihm weitergehen sollte, dachte er nur nach, wenn er gerade wieder einmal vom Nikotin betÄubt war. Dieses Nachdenken blieb aber ohne Ergebnis. Denn wie sollte es weitergehen? Anscheinend wie bisher in Ermanglung eines Besseren.

Er dachte an den Beweggrund seines Selbstmordversuchs. Wenn der Versuch gelungen wÄre, dann hÄtte er erkannt, was es mit einer mÄglichen Liebe zu Elisabeth auf sich hatte. Der Versuch war nicht gelungen. GefÄhle zu Elisabeth hatte er keine, wohl aber angenehme Erinnerungen an Bea, fÄr die er immer mehr oder weniger GefÄhle hatte, auch wenn er sich nicht immer bewusst war, dass diese GefÄhle sein Idol Bea betrafen. Sein ganzes GemÄt kam zu dem Schluss, dass Bea seine Traumfrau ist; darÄber hinaus seine femme fatale, seine Schicksalsfrau. Was auch immer er anstellte, er wÄrde immer wieder auf sie zurÄckkommen. Leider war sie fern, aber die Empfindungen fÄr sie waren da. Diese alt bekannten BeagefÄhle, die ihm so angenehm waren. Sie waren das schÄnste und wonnigste, was sein Leben zu bieten hatte. Darum auch immer wieder sein Schmerz, weil er sich das Zusammensein mit diesem MÄdchen seiner Jugend verscherzt hatte. Was sollte er da machen? Warten, hoffen und Bea weiterhin lieben. Diese Äberlegungen entwickelten sich, wÄhrend er seinen Kummer immer wieder mit Nikotin betÄubte.

Er wurde in ein Zweibettzimmer verlegt. Von dort konnte er sich frei auf der Station bewegen. Man durchstrahlte sein GesÄÄ, denn dort wÄre die Ursache fÄr seinen lahmen FuÄ zu finden, wie man wusste. Allerdings war eine NervenbeschÄdigung mit RÄntgenstrahlen nicht diagnostizierbar. Die Untersuchung wurde nur vorgenommen, um zu zeigen, dass man etwas tÄte. Aus demselben Grund wurde er in der Folgezeit zur Krankengymnastik geschickt. Ebenfalls fÄr dieses sein Leiden nicht angebracht. Der Raum war im Keller der Nervenanstalt. Dass seine LÄhmung die Folge einer Spritze war in eine falsche Stelle des GesÄÄes, so dass die KanÄle den Ischiasnerv direkt durchstach, wurde von der behandelnden Ärztin vertuscht. So war Raimund zu diesem Zeitpunkt die wahre Ursache seiner LÄhmung nicht bekannt. Er rÄtselte mehr unbewusst als bewusst, wie es zu diesem UnglÄck hatte kommen kÄnnen.

Mit einem Mal erschien Dr. SchÄpl auf Station, um Raimund zu besuchen. Das war sein Arzt, der ihn seit 1978 ambulant behandelt hatte. Der angehende Arzt hatte von Raimunds Aufenthalt in der Anstalt erfahren, weil ihn die StationsÄrztin fernmÄndlich konsultiert hatte. Weil Dr. SchÄpl gerade

---

ausbildungsmäßig in Haar zu tun hatte, wenn auch auf einer anderen Station, hatte er vorbeigeschaut, denn für ihn war Raimund nicht gleichgültig, ein Patient wie jeder andere. Dieser besondere Einsatz Dr. Schöpl war Raimund aber nicht bewusst. Er kam damals gar nicht auf den Gedanken, Dr. Schöpls Einsatz besonders zu würdigen.

Der Neurologe und Psychiater, Dr. Schöpl, hatte freilich die wahre Bewandnis von Raimunds Fußleiden sofort durchschaut. Er schwieg sich aber machtlos darüber aus, denn der „Arzte-Mafia von Haar war nicht bezukommen von ihm, dem angehenden Arzt. Das wäre Energieverschwendung gewesen. Was der junge Arzt tun konnte, war, dass er sich einsetzte, dass Raimund alsbald entlassen wurde, denn Krankengymnastik war nicht die wirksame Behandlungsmethode für einen beschädigten Ischiasnerv. Dazu war eine Behandlung mit elektrischem Strom notwendig. Eine solche veranlasste Dr. Schöpl nach Raimunds Entlassung aus dieser mafiosen Anstalt, nachdem er Raimunds Bein gründlich mit Elektroden in seiner neu eingerichteten ambulanten Praxis untersucht hatte. Weil diese Praxis in Wolfratshausen gelegen war, weit weg von Raimunds Wohnsitz, überwies Dr. Schöpl Raimund zu einem niedergelassenen Neurologen am Harras in München-Sendling, der die tagtägliche Elektrisierung mit Elektroden durch seine Praxishelferinnen vornehmen ließ. Raimunds Hirn und seine seelischen Leiden behandelte nach wie vor Dr. Schöpl.



## 5. Marlene Häusler (1)

### 5. Marlene Häusler (1) (Aus dem Roman "Lange Haare")

Raimund trieb weiter im selben Fahrwasser seines Don-Juanismus; nämlich keine, die mit ihm näher bekannt wurde, wahrhaft lieben zu können, seit er Bea begegnet war, sondern immer nur angereizte Triebe zu versperren; jedoch das tiefe Gefühl empfand er einzig und allein für Bea. Sein Gewissen war immer bei der jeweiligen Abirrung mit einem sachten Schuldempfinden belastet, als sei es nicht ganz richtig, was er da tat.

Mit jener Marlene Häusler wurde er bekannt über seine Schwester Claudia, indem er sich einfach einer Zusammenkunft der beiden Freundinnen anschloss. Weil Claudias Schulfreundin mit ihren blauen Augen und langen lockenartig krausen braunen Haaren auch von schlankem Wuchs war und ein freundliches gefälliges ungeschminktes Gesicht hatte, sagte sie Raimund zu. Er empfand sie als hässlich, denn sie hatte einen ähnlichen Kleidungsstil wie Bea. Auch zeigte das Gespräch, dass sie in ihren Ansichten über die freie Liebe Bea ähnlich war. So dachte er bei sich, dass näher Freundschaft mit ihr, ihn über seine einsame Schwermut wegen Bea hinwegtrüben könnte. Darum erbat er sich von Marlene die Erlaubnis, sie künftighin alleine besuchen zu dürfen. Ein wenig Vorbehalt hatte Marlene schon mit den Worten, was er denn wolle, was seine Absicht sei. Worauf er antwortete, er sei so allein, habe keine Freunde und wolle mit ihr hin und wieder plaudern, denn ihre Ansichten und ihre Art gefielen ihm. So hatte er sich den Zugang zu dieser selbstbewussten anziehenden jungen Frau erwirkt, was ihn ein wenig beschwingt machte.

Er sah es schicklich angebracht, einige Tage vergehen zu lassen, um dann am Telefon eine Verabredung zu veranlassen. Marlene war aufgeschlossen, zu einem Treffen bereit und schlug vor, er solle sie heute Abend um sieben Uhr besuchen. Das machte Raimund innerlich aufjauchzen, denn er hatte so einen Lichtblick in seinem trostlosen Einerlei. Seine überschwänglichen Gefühle musste er sogleich mit einigen Zigaretten dämpfen. Zu sehr war er in freudiger Bewegung, als dass er es ohne das betäubende Nikotin ausgehalten hätte. Auch trank er eine Tasse Kaffee nach der anderen. Seine Verliebtheit, die sich einstellte, beruhte darauf, beachtet und angenommen zu werden von dieser hässlichen jungen Frau. Er würde sich besonders anstrengen, interessant und mitreißend zu plaudern.

Marlene empfing ihn hochaufragend an der Wohnungstür in einem violetten indischen Kleid, ein Kleidungsstil, wie er damals zur Alternativbewegung gehörte. Er musste sich sogleich an Bea erinnern, die er in einem solchen Kleid gesehen hatte, damals an der Straßenbahnhaltestelle von ihr unbemerkt, als er schon keinen Zugang mehr zu ihr hatte. Der Geist, der solchen Kleidungsstil umschwebte, war also auch von Bea bevorzugt. Es war der Geist der indischen Yoga- und Meditationsbewegung, von der sich auch Raimund Befreiung aus seiner Schwermut erhoffte.

Was ihm jetzt aber besonders auffiel, als Marlene ihm gegenüber stand, war ihre aufragende Körpergröße. Sie war genauso groß wie er. Er musste sich unerfreulicherweise eingestehen, dass sie für ihn eigentlich zu groß war und darum weniger zu ihm passte. Diesen leidlichen Gedanken schob er sogleich beiseite.

Was nun folgte, diente Raimund in Gedanken dazu, auf Beas Lebenswelt zu schließen, zu der er ja keinen Zugang hatte. Wie mochte sie leben? Wie war sie eingerichtet? Was war ihr Lebensstil? Aber all das hatte er nur vage Ahnungen. Das Zusammensein mit Marlene schien ihm von Beas selbigem Geist und Stil durchwoben.

Marlene verfertigte schwarzen Tee, den sie auf ein schmuckes Stövchen stellte, und setzte eigene Teeschalen dafür bereit. Im folgenden Gespräch wurde deutlich, dass sie eine "alternative" Lebensweise für gut hielt. Das war die Fortentwicklung der 1968er Ideale. Beide stimmten darüber miteinander überein, dass sie nicht heiraten wollten, sondern wenn, dann eine freie Beziehung anstrebten, so grundsätzlich ohne jetzt damit miteinander eine solche begründen zu wollen. Das blieb offen, in der Schwebe. Auch zum Lebensunterhalt war das "Alternative" angezielt, wobei beide überhaupt keine Perspektive sahen, wie "Alternative" der Lebensunterhalt erlangt werden sollte. Beide waren mit der Arbeitswelt noch kaum in Berührung gekommen. Anschauung und Erfahrung fehlten ihnen. So rätselten sie über ihre berufliche Zukunft. Sie nahmen sich nur fest vor,

auf keinen Fall verspießern zu wollen.

Raimund erzählte von seiner Psychiatrieerfahrung und ließ sich breit aus über die jenseitige bessere Welt, von der er in seiner inneren Offenbarung einen Abglanz geschaut hatte. Er sprach vom absoluten Erfahren und Verstehen in der Zweisamkeit, dass echt Liebende immer dasselbe spürten, wenn sie für einander empfanden. So wie er es unter Cannabis geschaut hatte. Raimund meinte, dass Zenmeditation auf lange Sicht zur immerwährenden bleibenden Lust und Freude führen würde auch in Abwesenheit des Reziprok-Korrelats, wenn man sich nur fleißig über. Er sprach von seiner Schwermut, die er eines Tages auf diesem Weg aufzulösen hoffte. Er erwähnte aber Bea, seine femme fatal niemals namentlich, sondern blieb immer im Unbestimmten, wenn er vom idealen Reziprok-Korrelat sprach, der Partnerin mit der er immer wonnig zusammen sein wollte. So malte er in reichen Worten ein Gemälde idealer Partnerschaft, das Marlene unwidersprochen zusagte. Das Rauchen unterließ er dieses Mal, wie auch die künftigen Zusammenkünfte, weil er meinte, dass es die schöne gemätsvolle Zweisamkeit mit Marlene stürze. Er wollte sich unabgelenkt diesem weiblichen Wesen, Marlene, aussetzen, das ihm Ahnungen auf Bea gewährte.

Sie hatten sich mittlerweile in ein anderes Zimmer begeben, wo sie sich auf dem Sofa niederließen, das Marlene auch als Bett für die Nacht diente. Hier saß es sich bequemer. Auch war so die Möglichkeit zu Tändeleien gegeben, wie Raimund insgeheim denken musste. Noch immer sprach er über seine jenseitigen erotischen Phantasien, was wohl Stimmung machte, ebenso jetzt dergleichen zu erleben. Sollte er oder sollte er nicht? Würde Marlene darüber verärgert, wenn er sie nun sanft anfassen würde? Würde ihr das willkommen? dachte sich Raimund innerlich. Marlene lächelte ihn an, schloss die Augen, als wolle sie so besser innerlich nachspüren, sie öffnete die Augen wieder, lächelte ihn an, der nun zum Schweigen gekommen war. Was folgte jetzt? Sollte er oder sollte er nicht? Er hatte es eigentlich nicht vorgehabt. Musste nicht Marlene vielleicht glauben, dass er sein Ansinnen, sie zu besuchen, um mit ihr zu plaudern, mit dem Hintergedanken getan hatte, sich an sie heranzumachen? Wollte sie oder wollte sie nicht? Er fasste nach ihrer Hand. Das war noch verhältnismäßig unverfänglich. Sie konnte diese ja zurückziehen, wenn ihr eine Berührung nicht angenehm wäre. Sie schien nichts dagegen zu haben, denn sie ließ sie in der Seinen ruhen. Nun war aber Händchen halten auf Dauer langweilig, zumal Raimunds Phantasie zu Tollerem drängte. Er berührte ihr Knie. Auch das ließ sie gewähren. Und so ging es immer gewagter fort. Sie schien alles zu genießen, ohne ihrerseits Raimund nur die geringste Zurücklichkeit zukommen zu lassen, was ihn auch gar nicht störte, denn seine Phantasie befriedigte voll seine Gelüste, wenn er sie nur an immer intimeren Stellen streicheln durfte. So wurde Marlene merklich erregt, sie genoss es, und obgleich sie auch weiterhin ihm keinerlei Zurücklichkeiten zukommen ließ, geriet seine Männlichkeit in mächtigen Aufstand und er genoss über den Weg der Phantasie, was er Marlene zukommen ließ. Er war voll zufrieden mit diesem Geschehen und äußerte ehrlich, dass er dergleichen gar nicht erwartet hatte. Allerdings, während so die Zeit in vergnüglichem Beisammensein verstrich, meldete sich bei Raimund die Sucht. Er brauchte wieder Abstand, um eine Zigarette zu rauchen. Darum verabschiedete er sich endlich aus dem lustvollen Treiben. Er sei müde, wolle nach Hause. Er werde sie, wenn sie nichts dagegen habe, wieder besuchen.

Die Nacht war voll hereingebrochen, als er sich auf der Straße, halb verhungert nach Nikotin, eine reinzog. Er war voll jauchzender Freude in der Rück Erinnerung an das Genossene. Doch sogleich meldete sich ihm die Frage an, wie es mit der Liebe zu Marlene bestellt sei. Konnte er wahrhaftig mit uneingeschränktem Gefühl sagen: Ich liebe dich. Er musste es verneinen, denn so hätte sich Marlene auch war, es gab bei ihr Züge in der Miene, die ihm missfielen, die er als unschön bezeichnen musste. Vielleicht deswegen, weil die Charakterzüge, die dahinter rührten, ihm nicht zusagten. Also ganzlich konnte er Marlene deswegen nicht lieben, so wie Bea, deren Gesichtszüge, wie auch immer sie waren, er als uneingeschränkt schön empfand, wahrscheinlich deswegen, weil er alle Regungen in Bea liebte, verstand und als interessant empfand. Denn vollkommene Schönheit war etwas Reziprok-korrelatives, etwas, das nur intersubjektiv vom reziprok-korrelativen Gegenüber so empfunden wurde, weil es in ihm eine angenehme Gefühlsschwingung erzeugte. Für einen anderen mochte derselbe Mensch hässlich erscheinen, eben weil er in diesem Falle durch ihn in unangenehme Gefühlsschwingungen kam. Diese Allgemeingültigkeit über die Schönheit musste der Philosoph aus dem Erlebten folgern. Raimunds Anspruch war, dass er eine Maid, mit der er für immer zusammen sein wollte, als uneingeschränkt schön empfinden musste, so wie Bea.

---

Somit war er wieder auf seine femme fatal zurückgeworfen, mit der sich alle weiblichen Wesen, die ihm begegneten, messen lassen mussten. Denn es war so. Seitdem er Bea begegnet war, konnte er keine andere mehr lieben, obgleich er von Bea für jetzt abgelehnt war. Also war er von der Grundstimmung her traurig, wenn nicht sogar depressiv, denn er litt daran, dass er in seiner Torheit Bea so verletzt hatte, dass sie ihn ablehnen musste. Ohne Bea würde er den Frohsinn nie wieder finden. Mit diesen Gedanken schlief er ein.

## 10. Marlene Häusler (2)

### 10. Marlene Häusler (2)

Der Sozialkontrolle ihrer Eltern war Marlene Häusler entzogen, denn in ihrer geräumigen Wohnung lebte lediglich noch ihr Bruder. Ihr Vater hauste weit weg in einem Vorort von München. Ihre Mutter war schon gestorben, als sie ungefähr zehn Jahre alt war. So konnte sie ungeängelt von elterlichen Beobachtern tun und lassen, was sie wollte, und Raimund musste sich nicht mit elterlichen Obwalten auseinandersetzen, wenn er bei ihr war.

Hingegen unterstand Raimund zuhause der Sozialkontrolle seiner Eltern. Eine Zusammenkunft mit einem weiblichen Wesen musste unbemerkt geschehen, sonst hätten sich seine Eltern eingemischt und ein vertrautes täte täte zu verhindern versucht, denn zu solchem Beisammensein sei zuvor zu heiraten, woran erst mit einem gediegenen, angesehenen Beruf zu denken sei. So waren die spießbürgerlichen Vorschriften der Eltern, die eine unglückliche, darum pseudokatholische, Ehe führten. Für Raimund kein verlockendes Beispiel solcher Lebensführung.

Von solchen elterlichen Spießbürgern überwacht zu werden, die ihm ihre engstirnige Lebensführung aufdrücken wollten, das war freilich ein Zustand der Unfreiheit, der nicht hinnehmbar war. Darum sann Raimund auf einen Ausweg, sich der Sozialkontrolle seiner Überwacher zu entziehen, indem er aus dem Familienhaus ausgezogen wäre. Doch dieses Vorhaben zu verwirklichen, hatte einige Hindernisse und Bedenklichkeiten, die alle zu überwinden waren.

Dass Raimund dem Elternhaus entwichen wäre, war nicht vorgesehen in den Vorstellungen seiner Eltern. Es war genug Platz im Haus. Dass ein Mensch seine selbständige Lebensführung braucht ab einem bestimmten Alter, wenn er seelisch gesund sein will, das war den Eltern nicht in den Sinn gekommen. Überhaupt, dass Kinder ihr eigenes Leben nach ihren eigenen Vorstellungen leben wollen, diese Grundeinsicht aller Pädagogik war ihnen anscheinend auch unbekannt, obgleich sie Akademiker waren.

Einfach wäre das Problem gelöst, hätte Raimund genügend Geld, um sich eine Eigentumswohnung zu kaufen. Aber das Geld hatte er nicht. So war zu überlegen, wie er an Geld käme. Hätte er zu diesem Behuf eine Erwerbsarbeit angenommen, so wäre er abhängig von demjenigen, der ihn bezahlte. Er wäre nur von der einen finanziellen Abhängigkeit der Eltern in die andere eines Arbeitgebers geraten. Er hätte sich mit einer Arbeit ablagen müssen und auf diese Weise wäre er zu erschöpfen und hätte außerdem gar keine Zeit mehr, um sich mit einem Mädchen zu vergnügen. Da er keine besondere Ausbildung außer Abitur hatte, würde er keine besonders einträgliche Arbeit bekommen. Zudem empfand er Arbeiten als langweilig. Also war das kein gangbarer Weg. Irgendwie musste er die Eltern bewegen, ihn finanziell zu unterstützen, um getrennt von ihnen zu leben.

Sein Phlegma beließ das Problem, wie es war. Und er litt. Härte er von anderen, die sich freigemacht hatten vom Elternhaus, bedrückte ihn deren erfolgreiche Geschicklichkeit, ein solches Problem gelöst zu haben, umso mehr, weil es ihm nicht gelingen wollte von seinen Überwachern loszukommen. Er hatte keinerlei Anhaltspunkte, wie das Problem angegangen werden konnte. Wie die literarische Gestalt Oblomow vom russischen Schriftsteller Gontscharow lag er im Bett, zog die Decke über sich und wälzte sich von einer Seite auf die andere und versuchte zu schlafen. Darüber hinaus las er, beschäftigte sich mit Theorien, mit Philosophie und Literatur und beließ alles beim Alten in seiner Oblomowerei. Da er bedrückt war, suchte er sich immer mal wieder ein wenig Glück zu machen mit Masturbation oder mit einer Droge, die ihm sein Bruder Bernhard überließ.

So lebte er dahin und die Tage vergingen träge und langsam und nichts änderte sich. Während seiner halbjährigen Wartezeit, um Betriebswirtschaft zu studieren, konnte er sich nicht aufschwingen mal in eine Philosophievorlesung zu gehen, wie ihm so manche Leute empfohlen hatten. Auch Freunde, mit denen er sich treffen hätte können, hatte er keine und fand auch keine, weil ihm niemand zusagte. Die einzigen, mit denen er befreundet war, war Ulrike F. und Marlene Häusler. Diese beiden waren seine einzige sachte Freude, die er hatte. Auf der anderen Seite bedrückten ihn seine Fehlungen, weshalb ihm Bea entzogen war. Wäre sie nur da, dann würde er mit ihr alles lösen, musste er denken.

So war er ununterbrochen depressiv. Wenn die Qual zu groß war, rief er Marlene an. Er klagte ihr sein Leid, dass er so bedrückt und schwermütig sei. Sie erbarmte sich seiner und verträumte ihn auf abends, wo er sie besuchen konnte. Tagsüber nahm sie sich selten Zeit für ihn.

Die Aussicht auf das abendliche Stelldichein war ein Hoffnungsschimmer, dem er im Dauerlesen entgegenwartete. Wieder würde er die Freude haben, Marlene streicheln zu dürfen und seine Phantasie anzuregen. Er würde wieder für eine Weile gute Gefühle haben. So froh und dankbar war er über Marlenes entgegenkommen, dass ihn die Einseitigkeit der Zärtlichkeit nicht im Mindesten störte. Die hübsche Marlene gab sich mit ihm, dem schwammig aufgedunsenen Versager ab. Das war eine Freundlichkeit, die er zu schätzen wusste. Dass er Marlene liebte, konnte er nicht sagen, denn er liebte sie nicht so umfassend ohne irgendwelche Abstriche wie Bea. Und trotzdem gab sie sich mit ihm ab und ließ sich von ihm beruhigen.

Freilich hätte er sein drängendes sexuelles Unbehagen gerne mal wieder in einem Koitus mit einem weiblichen Wesen ruhig gestellt. Er überlegte schon, ob er sich an eine Prostituierte wenden sollte und dafür bezahlen. Der Prostituierten ginge es nur um sein Geld. Sie würde möglichst schnell mechanisch eine Triebabfuhr besorgen, damit sie ihre Ruhe vor ihm hätte. Er würde sich der Prostituierten gegenüber wertlos machen, weil er sie dafür bezahlte, dass sie sich mit ihm abgab. Entwertet, musste er sich selbst verachten. Seine Selbstachtung also hielt ihn davon ab, diesen falschen Weg einzuschlagen. Und er schaffte sich durch Masturbieren wieder einen klaren Kopf. Das war das geringere Übel. Außerdem wie stünde er vor Marlene und Ulrike und anderen Mädchen da, wenn er ein Hurenbock geworden wäre. Die schändlichen Erlebnisse würden sich unauslöschlich in ihm einprägen, sie würden ihn quälen, und er musste sich dafür schämen. Kurzum er hatte Angst zu versauen, wenn er zu Prostituierten ginge, darum unterließ er diesen Schritt der Not. Der bessere Weg war die Mühe, eine Freundin zu finden, mit der alle sexuellen Wünsche gemeinsam gelebt werden konnten. Auch in der Bibel waren Warnungen vor käuflichem Sex zu lesen, die ihm zu denken gaben.

So dachte er an Bea, an Marlene, an Ulrike, an Susy, an Myriam und an Monika F., wenn ihn die Wollust überkam, und er begnügte sich mit diesen Vorstellungen, wenn er sich eigenhändig entlastete. Er war sowieso schon ein wenig versaut, weil er mehrere Sexualobjekte hatte, weil er sich nicht nur mit Bea in seiner Phantasie begnügte, wie es eigentlich richtig gewesen wäre, sagte ihm sein Gewissen.

Die Besuche bei Marlene verliefen jedes Mal ähnlich. In ihrem indischen Kleid erwartete sie ihn an der Tür. Zur Begrüßung gaben sie sich die Hand. Dann geleitete sie ihn in die Wohnküche, wo sie schwarzen Tee tranken, der auf einem kunstvollen Stövchen warm gehalten wurde. Auch die Teeschalen hatten alternativen Stil. Raimund bemühte sich, seine, wie ihm vorkam, spärlichen Gedanken hervorzukramen. Er sprach über seine Schwermut, was wohl die Ursache davon sein konnte. Hier berichtete er die leidliche Geschichte mit Bea, mit der eine Zusammenkunft aussichtslos erschien. Er sprach von den sexuellen Freuden, die er genossen hatte, allerdings mit anderen Mädchen als mit Bea zu seinem Bedauern. - Was er einmal beruflich machen wollte, darüber war er völlig ratlos. Außerdem der Beruf des Schriftstellers wollte ihm nichts zusagen. Auch Marlene wusste, was Gelderwerb betraf, keinen Rat. Sie gab Flöten- und Klavierunterricht, wusste darüber hinaus auch nicht, womit sie ihren Lebensunterhalt erwerben konnte, denn ihre eigenen Einkünfte reichten nicht aus, so dass sie auf den zusätzlichen Unterhalt von ihrem Vater angewiesen war. So waren sie beide in der gleichen ratlosen Situation. Doch hatten beide die unbestimmte Hoffnung, dass sich das Problem irgendwie beheben werde.

Raimund und Marlene gingen allmählich die Gedanken aus, immer wieder trat Schweigen ein, während Raimund verstohlen Marlenes Leiblichkeit mit Blicken abtastete und sich davon angenehm gereizt fühlte und phantasierte, diesen Leib zu beruhigen und zu streicheln. Er dachte daran, dass dazu die Gelegenheit am besten Marlenes Zimmer bot, wagte es aber nicht dergleichen Vorschlag zu machen. Marlene, die Raimunds inneres Sinnen zu bemerken schien, fragte ihn in dieser Situation immer, woran er denke. Raimund wagte es nicht, seine Gedanken zu offenbaren. Stattdessen antwortete er gedrechselt von Gefühlen und Zärtlichkeit im Allgemeinen. Es war dann immer Marlene, die vorschlug den Raum zu wechseln und in ihr Zimmer zu gehen. Darauf hatte er immer gewartet, selbst zu feige, solchen Vorschlag zu machen.

Hier in Marlenes Zimmer flüchteten sie sich auf Marlenes brauner Bettcouch. Vom Bettzeug war

nichts zu sehen. Hier ging das Gespräch weiter, wobei Raimund mit MÄ¼he Gedanken fÄ¼r Gedanken hervorziehen musste, denn sein Leben war gegenwÄ¼rtig so erlebnisarm, dass es ihm MÄ¼he bereitete, das Gespräch aufrecht zu erhalten. Er war abgelenkt von Marlenes WÄ¼hlungen, von denen er wusste, dass sie nicht von einem BÄ¼stenhalter eingebunden waren, eine reizvolle Freiheit, die er besonders schÄ¼tzte. Er wagte es auch, Marlene dafÄ¼r zu loben und zu bestÄ¼rken. Seine sachten ZÄ¼rtlichkeiten, zu denen er sich getrieben fÄ¼hlte, waren so nicht behindert von jenem Hilfsmittel weiblicher Eitelkeit und Konvention. Marlene genoss, was Raimund ihr gewÄ¼hrte. Freilich sprachen sie davon, Gewagteres zu unternehmen, doch war sich Marlene zu unsicher zu diesem Schritt. Da Raimund ehrlichen Herzens nicht sagen konnte, dass er Marlene liebte, er mochte und schÄ¼tzte sie, war Intimeres wahrhaftiger Weise nicht angebracht. Er musste ja nicht immer denselben Fehler machen wie frÄ¼her. Es kam auch nie zu einem Kuss zwischen ihm und Marlene. Das wÄ¼re ja ein Zeichen fÄ¼r Liebe gewesen, die ehrlicher Weise nicht im allumfassenden Sinn vorhanden war.

Auch Marlene hatte eine Liebe Ä¼hnlich wie Raimund. Allerdings hatte sie noch Zugang zu ihm. Ä¼hnlich wie bei Raimunds einzigartiger Liebe blieb der beiden Zuneigung unerklÄ¼rt und in unausgesprochener Schwebel. So wie Raimund kaum etwas von Bea erzÄ¼hlte, machte auch Marlene kaum Mitteilungen Ä¼ber diesen Einen, den sie liebte. So wusste Raimund nichts Genaueres von ihm. Vermutlich weil ihre Liebe noch offen war, war Marlene stets frohgemut und von nachdenklicher Heiterkeit. Anders Raimund, auf dem die traurige Schwermut des Aussichtslosen lastete.

Im FrÄ¼hling kam es vor, dass sie nachmittags beide einen Spaziergang im Sendlinger Wald machten. Hier leitete sie Raimund auf den erinnerungstrÄ¼chtigen Wegen aus vergangenen Zeiten. Die Orte und PlÄ¼tze dieses Haines waren fÄ¼r ihn mit den unterschiedlichsten Erinnerungen belegt. Frohsinnige, aber auch unangenehme Assoziationen stellten sich ein. DarÄ¼ber hÄ¼tte er Marlene berichten kÄ¼nnen, wenn die Erlebnisse verarbeitet gewesen wÄ¼ren. So aber lasteten sie alle auf seinem GemÄ¼t. Das neubeginnende FrÄ¼hlingsgrÄ¼n der BÄ¼ume und StrÄ¼ucher vermochte ihn kaum aus seiner Trauer Ä¼ber sein verfehltes Leben herauszureiÄ¼en.

Sie sprachen Ä¼ber die Zukunft, Ä¼ber die berufliche Zukunft. Er, Raimund, hatte mit Betriebswirtschaft begonnen, was ihn verdross. Er hÄ¼tte sich lieber mit Philosophie befasst im Studium. So las er zuhause im Bett vor allem philosophische Werke, wohingegen er die betriebswirtschaftlichen BÄ¼cher vernachlÄ¼ssigte. Seine falsche Wahl, die er getroffen, damit sein Vater zufrieden war, verdross ihn. Er mÄ¼sste etwas studieren, das Aussicht auf ein Einkommen habe. Philosophie sei eine Lumperei, so meinte sein Vater. Er mochte recht haben. Mit Philosophie lieÄ¼ sich kein Geld machen. So sehr er sich auch den Kopf zermartete, eine MÄ¼glichkeit Geld einzunehmen, sah er bei Philosophie nicht auffindbar. Und doch interessierte er sich nur fÄ¼r Philosophie.

Marlene klagte er sein Leid. Sie hatte VerstÄ¼ndnis. Auch ihre Interessen zogen nicht gerade Geld nach sich. Die Musik. Ein weiteres verwandtes Interesse war die Eurhythmie. So Ä¼bte sie sich in anmutiger Bewegung. Sie meinte, vielleicht kÄ¼nne sie Eurhythmielehrerin werden. Raimund dachte insgeheim, dass diese Kunst finanziell nicht viel bringen wÄ¼rde, ohne sich zu Ä¼uÄ¼ern, weil er Marlene nicht frustrieren wollte. Beide waren in ihren mehr auf Vorstellung, GefÄ¼hl und Phantasie angelegten Interessen auf der Verliererseite in dieser RealitÄ¼t, wo andere handfeste FÄ¼higkeiten hochbezahlt und gefragt waren. Immerhin gehÄ¼rte Marlene nicht zu den konformistischen Realisten, die sich anpassten, sich mit ihrer SpieÄ¼erkleidung identifizierten und sich in ihrem Tun groÄ¼artig vorkamen, weil ihnen das Geld recht zu geben schien. Sie waren beide mehr Idealisten. Der Geist und das GefÄ¼hl standen im Mittelpunkt ihrer Aufmerksamkeit. GegenstÄ¼ndlichkeiten und kÄ¼uflicher Tand fanden keine Beachtung. Beide waren irgendwie ratlos, was ihren kÄ¼nftigen finanziellen Unterhalt betraf. So waren sie in ihren Problemen und ihrem Denken wesensverwandt.